

**Zeitschrift:** Theologische Zeitschrift  
**Herausgeber:** Theologische Fakultät der Universität Basel  
**Band:** 46 (1990)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Autobiographie und Religionspädagogik  
**Autor:** Schori, Kurt  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-878382>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Autobiographie und Religionspädagogik

*Eine Auseinandersetzung mit den beiden Bänden ‹Lebensweg und religiöse Erziehung›, hg. v. Rainer Lachmann und Horst F. Rupp, Weinheim 1989, mit 32 autobiographischen Aufsätzen amtierender Religionspädagogen.*

Es gehört zur folgenden Rezension, dass ihr Autor ein jüngerer Vertreter der Religionspädagogik ist, der sich um mindestens eine Generation von den Autoren, die sich in den beiden Bänden zu Wort melden, unterscheidet. Ich möchte an drei Punkten kurz zeigen, was das bedeutet. Die 32 Darstellungen stammen von Wissenschaftlern der Religionspädagogik der Jahrgänge 1915 bis 1933. Ich sehe mich konfrontiert mit einer Generation von Menschen, von denen die meisten direkte Kriegserfahrungen haben und in den Beiträgen auch beschreiben. Ich bin selber nach dem 2. Weltkrieg und zudem in der Schweiz geboren. Was das bedeutet, ist für mich bis heute nicht einschätzbar.

Als zweites nenne ich eine innertheologische Differenz: für die meisten Autoren der Beiträge spielte in ihrer theologischen Entwicklung die historische Kritik eine entscheidende Rolle. «Bei Bultmann hat mich seine historisch-kritische Exegese fast trunken gemacht» (S. 361, I), schreibt z.B. Siegfried Vierzig, und gibt damit eine Stimmung wieder, die nicht nur für ihn gilt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich solche Sätze wirklich verstehen kann. In meiner theologischen Biographie spielte die historische Kritik die Rolle des in die Theologie verlängerten (historischen) Positivismus, an der ich meine Kritikfähigkeit geschult habe; eine Rolle vergleichbar mit derjenigen, die eine positivistische Dogmatik und eine konservative Kirchenleitung für Siegfried Vierzig gespielt haben. Ich kann heute mit Karl Barths Kirchlicher Dogmatik fruchtbarer arbeiten als mit dem Römerbriefkommentar von Ernst Käsemann, innerhalb und ausserhalb der Religionspädagogik.

Der dritte Unterschied: Die beiden Bände handeln von autobiographischer Forschung und der Frage nach dem Zusammenhang von Autobiographie und wissenschaftlicher Tätigkeit. Das Thema ist zwar nicht neu, aber es hat in verschiedenen Wissenschaften in der letzten Zeit – ich meine zu Recht – einen zentralen Platz eingenommen. Zu Recht darum, weil diese Zuwendung bezeugt, dass die ideologische Standpunktverschleierung von Wissenschaftlern langsam ihrem Ende entgegen geht. Zur autobiographischen Forschung gehört aber unabdingbar die Psychoanalyse. In den beiden Bänden berichtet Marie Veit, dass sie in späteren Jahren Sigmund Freud gelesen habe (S. 347 + 350, I). Christoph Bäumler erwähnt den Namen im Zusam-

menhang einer gemeinsamen Tätigkeit mit Helmut Kentler. Sonst kommt Freud nicht vor. Auch C. G. Jung nicht. Im Personenregister fehlen Namen wie H. Kohut, G. Devereux, A. Miller, R. Spitz, M. Mahler, L. de Mause, Ph. Aries etc. Ich will diesen Befund nicht überbewerten. Es ist in einigen Beiträgen klar spürbar, dass die Beschäftigung mit der Psychoanalyse auch in die Gestaltung dieser Arbeiten implizit eingeflossen ist. Trotzdem spüre ich den Unterschied bedrängend klar: Tiefenpsychologie kenne ich nicht nur theoretisch und Freud und Jung habe ich nicht <später> gelesen. Mit beidem bin ich wissenschaftlich gross geworden und beides stellt in meiner täglichen Arbeit ein nicht wegzudenkendes Analyse- und Interpretationsinstrument dar. Ich will die Interpretation dieses Unterschiedes dem Leser überlassen – es handelt sich auch hier um einen Unterschied in der Generation – und nur als Beispiel erwähnen: Macht- und Einflussstreben stellen sich in mehreren Beiträgen mit aller Deutlichkeit dar, explizite Reflexionen auf unbewusste oder halbbewusste Motive für die wissenschaftliche Tätigkeit finden sich praktisch nirgends.

Die Lektüre der beiden Bände <Lebensweg und religiöse Erziehung> gestaltete sich daher für mich als eine Auseinandersetzung mit einer anderen Generation – mit derjenigen nämlich, die das wissenschaftliche Gespräch innerhalb der Religionspädagogik bis heute bestimmt hat, die also die Situation in der heutigen religiöspädagogischen Wissenschaft geschaffen hat, mit der ich selber konfrontiert bin. Dass dabei die Ausgangsbedingungen dieser Generation von derjenigen, zu der ich selber gehöre, so verschieden sind, hat aber zuletzt nicht nur diese Auseinandersetzung mit einer anderen Generation hervorgerufen, sondern – in logischer Konsequenz – die Auseinandersetzung mit derselben Frage: welcher autobiographische Zusammenhang ist denn für meine religiöspädagogische Arbeit massgebend? Mein Auftrag lautet zwar, eine Rezension zu schreiben, und ich will diesem Auftrag auch gerecht werden; wenn ich dabei aber explizit oder implizit meine eigenen biographischen Voraussetzungen mitreflektiere, so scheint mir das gerade für das Anliegen und die Thematik der Bücher angemessen.

Dass man durch ihre Lektüre in dieselbe Frage hineingerissen wird, sich diesem Thema nicht mehr entziehen kann, das allein genügt bereits als Rechtfertigung für die Lektüre. Aber welches ist denn eigentlich die Thematik?

Der erste Band ist mit einem sehr aufschlussreichen Vorwort zur Autobiographieforschung in der Wissenschaft versehen. Hier erläutern die Herausgeber auch ihr Anliegen – zunächst negativ: «Wir haben wohl in Theologie und Religionspädagogik zu lange so getan, als ob unsere Theorien und Sätze vollkommen <entrückt> von unserer Lebensgeschichte wären und des-

sen ungeachtet in Geltung stehen, abstrakt hängend über aller Lebenswelt; gleichsam als wären es Aussagen, die unter *allen* Lebensumständen unveränderbar und unbeeinflussbar feststünden. Dem ist aber gewiss nicht so!» (S. 22, I). Demgegenüber basiert die Fragestellung der Arbeiten auf der These, «dass nicht wenige Entwicklungen in Theologie und Religionspädagogik klarer zu durchschauen wären, würden die je gegebenen biographisch-lebensgeschichtlichen Hintergründe der beteiligten Akteure transparent gemacht (werden können)» (S. 23, I). Dass sich die Entwicklungen in der wissenschaftlichen Arbeit aufgrund der lebensgeschichtlichen Zusammenhänge der Autoren besser verstehen lassen, ist zunächst einmal eine Hoffnung; aber sie verdeutlicht das Anliegen: besser zu verstehen, und das bedeutet auch: besser als (das) bisher (möglich war).

«Religionspädagogischer Biographieforschung (...) geht es sicher zunächst einmal darum, religionspädagogische Entwicklungen und Positionen der einzelnen Wissenschaftler besser (im Sinne von umfassender) zu verstehen. Sie müssen nicht mehr unter Subjektverleugnung abstrahiert vom leibhaften Religionspädagogen und seiner Biographie ‹verstanden› werden, sondern können in und aus ihrem jeweiligen lebens- und zeitgeschichtlichen Kontext mit seinen je eigenen Sozialisationsbedingungen wahrgenommen werden» (S. 26, I).

Von hierher ist auch zu verstehen, dass die Herausgeber ihre Fragestellung an die Autoren sehr offen als ‹Religionspädagogik als Autobiographie› (S. 24, I) formuliert haben. Und sie haben diese Fragestellung auch nicht auf ausdrücklichen Wunsch «nicht weniger Mitarbeiter nach genaueren Massgaben und Fragestellungen für die verlangte Bearbeitung» (S. 25, I) präzisiert. Dieser Verzicht führte zu einer erheblichen, den Herausgebern durchaus bewussten, Uneinheitlichkeit der Beiträge. Im Normalfall leiden Bücher bei einem Mangel an konzeptueller Grundlage; in diesem Fall habe ich mich vom Gegenteil überzeugen lassen. Der Gewinn, der aus der Offenheit der Fragestellung hervorgegangen ist, ist ein wissenschaftsgeschichtlicher; wäre der Zusammenhang zwischen Autobiographie und Religionspädagogik konzeptuell vorgegeben, würden die Beiträge nichts über die Auffassung dieses Zusammenhangs bei den Autoren selbst aussagen. In der vorliegenden Form aber erhalten wir ein reiches Bild der Rolle, die die autobiographische Reflexion für die wissenschaftliche Tätigkeit der angesprochenen Forscher spielt.

Welcher Art die Religionspädagogik ist, die ein Autor entwirft und vertritt, welche Position er darin oder mit ihr einnimmt, hängt davon ab, welche Fragen er stellt, rsp. welche Fragen sich ihm stellen. Die Fragen aber, die für einen Menschen treibend und wichtig werden in seinem Leben und damit

auch in der Wahl seines Berufs und in der Gestaltung dieses Berufs, entstehen in der Biographie dieses Menschen. Und besser verstehen könnte man einen Autor, wenn er die Entstehungssituationen dieser treibenden Fragen schildern würde. Hier würde der Zusammenhang zwischen Autobiographie und wissenschaftlicher Arbeit entstehen. Es gibt eine ganze Anzahl von Beiträgen, in denen – oft mit erschütternder Tiefe, oft auch etwas romantisierend und glorifizierend – Erfahrungen konkret geschildert werden. Einige Male betonen Autoren auch die Schlüsselstellung bestimmter Erlebnisse für ihre Arbeit oder Berufswahl. Den Zusammenhang zwischen diesen Erfahrungen und der wissenschaftlichen Tätigkeit bleiben die meisten Autoren aber schuldig. Er bricht ab, wo die Beschreibung der wissenschaftlichen Laufbahn beginnt.

Aufgrund dieser Entdeckung stellten sich mir zwei Fragen: 1. Wie fassen die Autoren Autobiographie auf, wenn das nicht in der eben geschilderten Weise geschieht? 2. Woraus entstehen die Fragen, die wegweisend für die wissenschaftliche Arbeit werden und bestimmt sind für die darin eingenommene Position?

Beide Fragen haben einen engen Zusammenhang. Je länger ich ihnen nachforschte, um so klarer wurde mir dieser Zusammenhang. Denn beides, das wissenschaftliche Fragen in der Religionspädagogik wie auch die eigene biographische Entwicklung, kann man im Zusammenhang nur dann verständlich machen, wenn das, was man unter Religion versteht, bewusst gemacht, expliziert ist. Ich komme später auf diesen Punkt zurück.

Als erstes interessierte mich nun die Frage, was denn die verschiedenen Autoren unter Autobiographie – im Blick auf ihre wissenschaftliche Position und Arbeit – verstehen. Diese Frage legt in den Texten ein breites Spektrum verschiedener Verständnisse frei. Bei vielen Autoren beginnt die Darstellung nach einigen kurzen einleitenden Bemerkungen mit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Die Beschreibung dieser Tätigkeit geschieht in vielen verschiedenen Schattierungen. Autobiographie kann dann als Beziehungsgeflecht zu Lehrpersönlichkeiten entstehen. Sie schildert und würdigt die Einflüsse der vorausgehenden Dozentengeneration auf den Autor (vgl. z.B. G. Lange, S. 172–190, II) oder es werden die verschiedenen Tätigkeitsfelder im Rahmen der entsprechenden Organisationen, Institutionen, Kommissionen geschildert (vgl. z.B. G. Miller S. 189–214, I; J. Henkys, S. 128ff, II). Manchmal, wenn der Autor eng an den inhaltlichen Fragen bleibt, gerät die Autobiographie auch zur Schilderung der Teilnahme am oder versuchten Einflussnahme auf das wissenschaftliche Gespräch (vgl. z.B. E. Paul, S. 235–249, II). Diese Texte lesen sich fast wie Predigten, in denen die Autoren ihre Einsichten wissenschaftlicher (so bei E. Paul) oder auch ganz

spiritueller Art (vgl. z.B. I. Baldermann, S. 26, II) hier noch einmal im Überblick verbreiten möchten.

Der grösste Teil der Arbeiten aber schildert den wissenschaftlichen Werdegang und die darin erbrachten Leistungen: Autobiographie als Karriere. Oft handelt es sich dabei auch um ein Gemisch der verschiedenen Auffassungen, die ich versucht habe zu unterscheiden. Autobiographie als Karriere, dieses Verständnis ist aber doch bestimmt für den Eindruck, den die Lektüre hinterlässt.

Diese Entdeckung verblüffte mich, weil meine eigene Erwartung sehr anders gelagert war. Ich will damit aber keineswegs behaupten, dass die Darstellungen darum wenig Wissenswertes enthalten. Für mich als jungen Religionspädagogen eröffneten sie Details und Zusammenhänge, Schilderungen von Entwicklungen und Streiten, Auseinandersetzungen und Personenbezügen, die mir bisher völlig unbekannt waren. Ein Vierteljahrhundert deutsche Bildungs- und Schulpolitik, die Bewegung der Institutionen und Institutionalisierungen, Zusammenhänge zwischen katholischer und evangelischer Religionspädagogik rollen sich vor dem Leser aus den je verschiedenen Blickwinkeln ab. Was K. Dienst über die Kirchenpolitik schreibt (S. 103ff, II), F. Pöggeler über das ‹Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik› in Münster (S. 275ff, I), Gabriele Miller über den Streit um Schulbücher und Lehrpläne (S. 191–199, I), E. J. Korherr über die Beziehungen der österreichischen Religionspädagogik zur Orthodoxen Kirche und zur Befreiungstheologie (S. 141ff, I) oder R. Sauer über den Zusammenhang von Liturgik und Katechetik (S. 278–285, II) – all das sind Dinge, die, insbesondere für einen evangelischen Religionspädagogen, von höchstem Interesse und in dieser gerafften Form wohl kaum sonst irgendwo zugänglich sind. Das Werk liest sich, so gesehen, als historische Dokumentation über die Entwicklung der Religionspädagogik im deutschsprachigen Raum der Nachkriegszeit – aber eben nicht als Summe von Autobiographien. Die Persönlichkeiten erhalten im weitaus grössten Teil ihre Konturierung durch ihre Funktion als Teilnehmer am wissenschaftlichen Gespräch.

Diese Aussage muss aber in zweierlei Hinsicht eingeschränkt werden. Denn erstens gibt es durchaus Ausnahmen. Nämlich dort, wo den eigenen Lebensereignissen viel Platz eingeräumt wird wie etwa bei Gert Otto (S. 239ff, I), Maria Kassel (S. 145ff, II) oder Henning Schroer (S. 297 ff, II). Und zweitens soll damit nicht ausgesagt sein, dass die Schilderung von Erfahrungen, insbesondere Kindheitserfahrungen, fehlte. Eindrücklich sind dabei für mich vor allem die Kriegs- und Gefangenschaftserfahrungen, denen ich nur mit Zögern und grosser Scheu gegenüberstehen kann. Sie lassen etwas von dem Dunkel aufsteigen, das diese Generation von Wissen-

schaftlern zu tragen hatte. Ich versuchte daher ganz bewusst zu erkennen, ob und inwiefern die Kindheits- und Jugenderfahrungen die jeweilige religionspädagogische Position des Autors geprägt oder bestimmt haben. Bei der Lektüre stösst man immer wieder auf Formulierungen, die die Wichtigkeit von Kindheits- und Jugenderlebnissen hervorheben. Sie werden als ‹Schlüsselerfahrungen› bezeichnet oder ihre ‹prägende› Wirkung für das ganze spätere Leben wird hervorgehoben. Bei der Eindrücklichkeit vieler Schilderungen sind diese Betonungen auch sehr verständlich und unmittelbar einleuchtend. Aber wie diese Prägung aussieht, welche Fragen sich aus den Erfahrungen ergeben haben und warum und wie diese Fragen die Position in der religionspädagogischen Wissenschaft bestimmt haben, darüber bleiben die Reflexionen sehr karg.

Henning Schroer schreibt z.B. nach der Schilderung der Kriegs- und Gefangenschaftserlebnisse: «Diese Schule des Lebens war sehr hart und einprägsam; aber noch einmal davongekommen zu sein, war das tragende Gefühl. Diese allgemeine Konstellation hat mich in den Fragen des Glaubens mindestens ebenso geprägt wie die Institutionen, von denen ich lernte, was Glauben sein könnte ...» (S. 301, II). Welcher Zusammenhang ergibt sich dann aber von dieser Erfahrung zur traditionalistischen Religionspädagogik (vgl. S. 320, II), die Schroer vertritt?

Oder was haben die geradezu erschütternden Beschreibungen der Kriegsausbildungsjahre von G. Stachel, die Gefahr, in die er gekommen ist durch gewisse Stellungnahmen im Wehrdienst, und die er überhaupt erst später erkannt hat – ich stelle mir vor, dass ich wegen einer Aussage dem Kriegsgericht nur dank eines anti-nazistischen Vorgesetzten entgangen wäre (vgl. S. 294/295, I) –, was haben diese Erfahrungen mit der konsequenten empirischen Position Stachels und seinem Rückgriff auf die Berliner Schule zu tun?

Ich will aber auch die Gegenbeispiele nennen, wenn sie auch nicht zahlreich sind. Im folgenden Satz von Dieter Strodt wird immerhin ein solcher Zusammenhang explizit gemacht, wenn auch nicht genauer erläutert: «Der vordergründige Vitalismus und die optimistische Jugendlichkeit vieler HJ-Lieder können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die NS-‹Kultur› eine solche des Todes war. Derartige Sozialisationsresultate meine ich, wenn ich von den eingedrillten Gefühlen meiner Kindheit spreche. Meine spätere Sensibilität für Präsozialisationen hat vielleicht hier ihren lebensgeschichtlichen Ansatzpunkt» (S. 324, I). Oder Maria Kassel spricht offen über die Autoritätsprobleme, die sie in ihrer Berufsarbeit gegenüber älteren, rsp. männlichen Berufskollegen durchzustehen hatte, und die sie zu ihrer kritischen Didaktik und deren Konzentrierung «auf die Bedeutung der person-

bedingten Einflüsse im religionspädagogischen Prozess» (S. 163, II) geführt hat.

Aber nicht nur wird dieser Zusammenhang selten geschaffen. Je länger ich dieser Frage nachging, umso klarer merkte ich, dass zwischen den Schilderungen der Kindheits- und Jugenderlebnissen und der Beschreibung der wissenschaftlichen Laufbahn oft ein Bruch besteht, der häufig sogar in Tonfall und Stil bemerkbar ist (z.B. deutlich spürbar bei W. Nastainczyk, S. 196/197, II). Und die Frage ist naheliegend, ob diese Beobachtung mit der bereits herausgearbeiteten Auffassung von Autobiographie als Karriere zusammenhängt. Zumindest eines wird deutlich und kann als Antwort auf die S. 364 (oben) gestellte Frage formuliert werden: das wissenschaftliche Fragen entsteht für die Generation dieser Autoren kaum aus den Lebensereignissen, sondern aus der theologischen und religionspädagogischen Entwicklung in der Wissenschaft. Dass dabei die Auffassung von Autobiographie selbst, als Leistungskarriere, mit den Lebenserfahrungen der Autoren und der Nachkriegszeit zusammenhängt, ist wahrscheinlich. Es hätte mich als Leser der beiden Bände aber sehr interessiert, wie dieser Zusammenhang im Einzelfall aussieht. Darauf bekam ich keine Antwort.

Ich will mit einer letzten Überlegung zur möglichen Erklärung dieses Sachverhalts abschliessen. Um den Zusammenhang zwischen Autobiographie und religionspädagogischer Tätigkeit in dem Sinne verständlich machen zu können, dass die Entstehung der Fragen, die die wissenschaftliche Arbeit bestimmen, deutlich wird, wird man nicht umhin können, zu erläutern, was mit dem Wort ‹Religion› gemeint ist. Denn das Verständnis dieses Ausdrucks leitet die Auswahl der geschilderten Ereignisse, die als relevant für die religiöse Biographie angesehen werden. Ich habe nur drei Texte gefunden, in denen mehr implizit als explizit auf diese Frage reflektiert wird (G. Biemer, S. 54ff, II; E. Bochinger, S. 84, I; K. Wegenast, S. 339, II). Dagegen fielen mir merkwürdigerweise viele Bemerkungen und Beschreibungen auf, die in dieser Hinsicht beinahe naiv anmuten:

«Während der Zeiten im Reichsarbeitsdienst und ab Januar 1945 in der Luftwaffe bis zu meiner Gefangennahme Anfang April durch amerikanische Soldaten waren Religion und Kirche in meinem Leben nicht präsent» (Ch. Bäumler, S. 33, I).

«In der religiösen Lernbiographie bis 1945 gab es keine Komplikationen. Das Leben in einer westfälischen Landstadt erhielt nach wie vor vom Kirchenjahr seinen Rhythmus, und echte Nazis am Ort gab es nicht viele. Mit zehn Jahren begann der Ministrantendienst, von dem uns der Pflichtdienst im Jungvolk nicht abhielt. Fast jeden Morgen um sieben ging es in die Schulmesse ...» (F. Pöggeler, S. 266, I).

«Religion und Kirche waren also in der frühen Kindheit im privaten und öffentlichen Bereich kaum für mich präsent» (P. Biehl, S. 30, II).

«Das Kriegsende, ein Krankenhausaufenthalt kurz zuvor, die persönliche Bedrohung durch Luftangriffe, bei der wir all unsere Habe verloren, aber das Leben retteten, haben direkt wohl keine religiöse Wirkung gehabt, aber mich stark geprägt» (H. Schroer, S. 302, II. Ähnliche Bemerkungen finden sich auch S. 58, I; S. 91, I; S. 195, I; S. 55, II).

Diesen Zitaten ist zu entnehmen, wie eng das vorausgesetzte und nicht reflektierte Verständnis des Ausdrucks Religion ist. Insbesondere im Blick auf die Kindheit umfasst es fast ausschließlich die institutionellen Aspekte oder die institutionalisierten Riten. Unter dieser Voraussetzung scheint es mir von vorneherein ausgeschlossen, dass ein tragender Zusammenhang zwischen Biographie und religionspädagogischer Tätigkeit und Position erkannt werden kann. Möglicherweise ist es diese Voraussetzung, die dazu führt, dass das Anliegen der Herausgeber, «religionspädagogische Entwicklungen und Positionen der einzelnen Wissenschaftler besser zu verstehen» (S. 26, I), in den beiden Bänden nicht in vollem Umfang zum Tragen kommt. Dieser Sachverhalt macht die beiden Bände weder für einen Religionspädagogen noch für einen interessierten Laien weniger lesenswert. Aber er deckt doch auf, wie wenig selbstverständlich autobiographische Forschung auch heute noch Teil der Wissenschaft ist. Die Sammlung stellt eher eine Art Werkbuch dar, in welchem Wissenschaftler dieser Fragerichtung und eigenem Vorbewusstem auf der Spur sind und schriftliche Gestalt zu verleihen versuchen.\*

*Kurt Schori, Bremgarten*

\* Die Frage nach der Bedingtheit theologischer Entwürfe durch den Ort in der Geschichte, an dem sie entstehen oder den Ort der Entwicklung, an dem sie rezipiert werden ist in der Theologie natürlich nicht neu. Einerseits gibt es in der Religionspädagogik den strukturregenetischen Ansatz (F. Oser, J. Fowler etc.), innerhalb dessen theologische Arbeit als «Arbeit an Lebensdeutungen» (W. Gräß, Arbeit an Lebensdeutungen, EvErz 3 [1990] 266–277) gefordert wird; andererseits ist die Fragestellung nach der zeitbedingten Formulierung einer Theologie in Systematik und Exegese ebenfalls verbreitet. Als markantes Beispiel sei hier auf Bonhoeffer verwiesen (z.B. Chr. Gremmels/H. Pfeifer, Theologie und Biographie. Zum Beispiel Dietrich Bonhoeffer, München 1983). Beide Arbeiten legen aber auch auf markante Weise Zeugnis davon ab, wie unselbstverständlich die oben aufgeworfene Fragestellung ist. Ich weise in diesem Zusammenhang auf das Buch von G. Devereux, Angst und Methode inden Verhaltenswissenschaften, Frankfurt 1984, hin.